

wird, daß Westberlin zwischen den beiden Machtblöcken ein Schattendasein führt. Und deshalb konnten wir in die großen, leerstehenden Bürgerwohnungen einziehen und die von ihren Besitzern aufgegebenen kleinen Läden übernehmen und dieses große, fast aufgegebene Dorf würde für uns aufsässige Bürgerkinder zum Zuhause. Ich aber war des Suchens müde. Und da die Zweisamkeit bei mir nicht anschlagen wollte, begann ich mit Gabi, Dieter, Lutz und Reinhold eine Wohngemeinschaft zu planen. Gabi, Dieter und Reinhold kannte ich von der gemeinsamen Arbeit in der Evangelischen Studentengemeinde, die uns rebellischen Katholiken Asyl gewährte. Lutz kam durch mich hinzu und Reinhold sprang in letzter Minute wieder einmal ab. Und so waren wir vier es, die Mitte März eine Wohnung in der Bundesallee bezogen.

(Montag, den 15. August 1977. Die zwei Fastentage sind überstanden. Ich bin heilfroh. Denn ich habe mich zeitweise ganz schön unausgeglichen und schwach gefühlt. Erst jetzt kann ich richtig mit Doro mitfühlen, die sich alle viertel Jahre einer zwölf-tägigen Fastenkur unterzieht, weil ihre Fülle nicht zu dem bei uns gängigen Frauenbild paßt. Welch ein Akt der Selbstvergewaltigung. Und noch dazu, was für eine nutzlose. Denn nach vier Wochen haben sich die abgehungerten Pfunde meist wieder eingefunden. Sie lassen sich nicht durch einen Willensakt abwehren, weil sie anscheinend etwas ausfüllen, das sonst seelisch unausgefüllt bleibt. Ein Leck, über das wir uns dann wieder hinwegzufressen versuchen. Ich habe mir vorgenommen, jede Woche einen Fasttag einzulegen, um mir auf diese Weise meine kritischen Punkte (die ich normalerweise zuzuessen versuche) bewußt zu machen.)

Vor zwei Wochen, als ich am Walter-Schreiber-Platz vorbeikam, überfiel mich der Wunsch, einen Blick in unsere damalige Wohnung zu werfen. Ich klingelte an der Wohnungstür. Bereit, mich als Wanderer auf den Spuren der eigenen Vergangenheit vorzustellen. Doch niemand öffnete. Ich spähte durch das Schlüsselloch. Sah auf die Tür zu dem Zimmer, das Lutz gehört hatte. Sie trug immer noch jenen warmen Orange-Ton. Im Vorraum hatte jeder von uns eine Wand, die er mit Bildern und Aufzeichnungen schmückte. Als meine Beziehung zu Jürgen in die Brüche ging, schrieb ich einige Zeilen aus „Minima Moralia“ von Th. W. Adorno an die Wand: „Nur der liebt, der die Kraft hat, an der Liebe festzuhalten“.



Adorno war Jürgens Kirchenvater gewesen, den er sich so zu eigen gemacht hatte, daß er über Seiten hin nur noch Adornianisches produzierte.

Der Vorraum führt in den Gemeinschaftsraum. Einem jener berühmten Berliner Zimmer, die unseren Kommunenwünschen so entgegen kamen, weil wir mit ihrer Hilfe unser neues Gemeinschaftsempfinden auch räumlich ausdrücken konnten. Es enthielt die Bücher, an denen alle interessiert waren. Einen großen Eßtisch, an dem, aufgeklappt, bis zu zwölf Personen Platz fanden. Am Fenster stand ein kleiner Tisch mit Couch und Sesseln. Die heiklen Wohngemeinschaftsgespräche wurden oft hier abgewickelt. Fernseher und Schallplattenanlage enthielt der Raum und wenn aus ihm Cat Stevens „Morning has broken“ oder Melanies „It's five o'clock and the end of night“ tönten, dann wollte irgendeiner die anderen an den gedeckten Frühstückstisch locken.

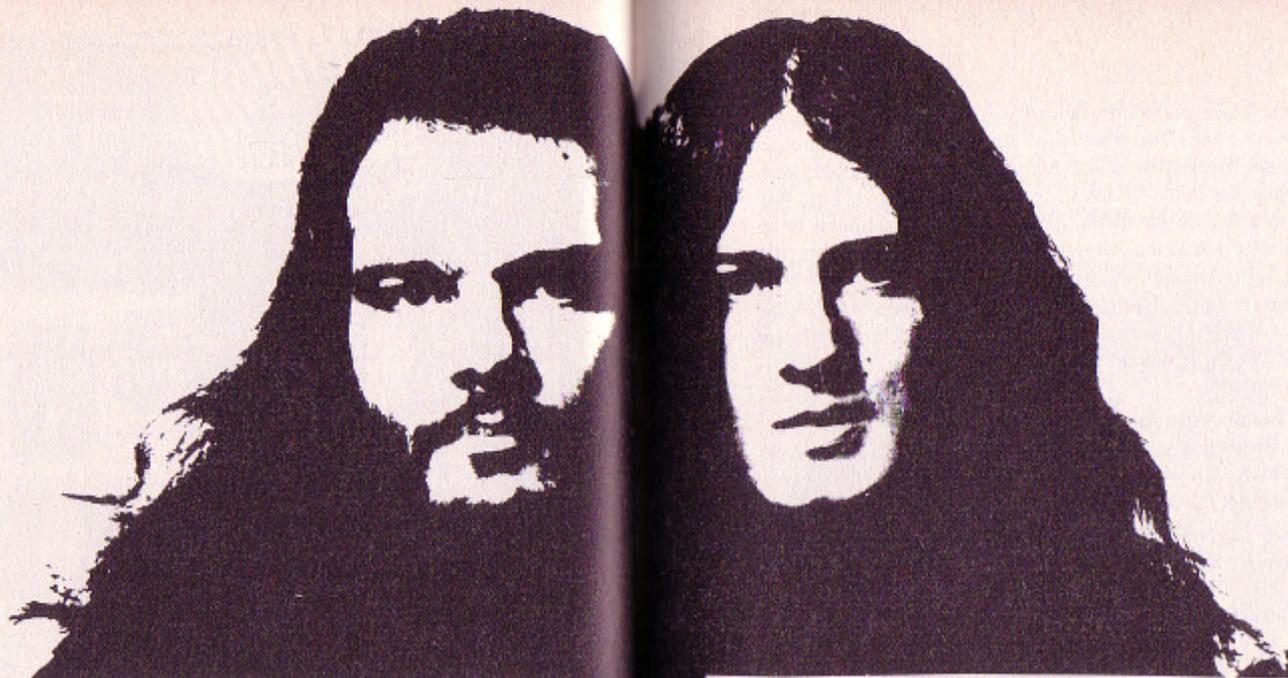
Ein langer Gang führte an der Küche vorbei zu meinem Zimmer. Einem großen, hellen Raum, dessen Fenster den Blick auf zwei Kastanien freigaben. Er enthielt einen Bauernschrank, den ich mit einem Foto meiner Eltern und mit Bildern aus meiner Kindheit beklebt hatte. Von der Decke hing ein Baldachin aus Silberfolie, der an der einen Wand bei einem rot gestrichenen Holzpotest endete. Hier war mein Altar, auf dem ein stattlicher Wachsberg von den zahlreichen Brandopfern kündigte. Oft saß ich vor den brennenden Lichtern und mir ging ein Barockgedicht durch den Kopf.

*Mein Abendopfer ist ein Lied,
das Dir zu danken sich bemüht.
Die Brust entzündet Andachtskerzen.
Herr mache die Verheißung wahr
und heile die zerbrochenen Herzen.*

Außerdem standen dort meine Bücherkisten. Holzkisten der Schultheißbrauerei, die wir für eine Mark und fünfzig in Spandau erstanden und rot angestrichen hatten. Rechts vor dem Fenster stand der schwarzgestrichene Schreibtisch, den mir Lutz in einer Gönnerlaune einmal gebastelt hatte.

Jetzt, März 1970, gab es in diesem Zimmer noch keinen weißen Teppichboden, auf dem dann über zwei Jahre die Kontaktgruppe tagen sollte. Doch roch es überall nach frischer Farbe und Terpen-





tin und inmitten dieser Welt der Erneuerung trieb ich es zum ersten Mal mit Thomas. In meiner Verzweiflung hatte ich mich auf einen neuen Weg gewagt und im „Him“ eine Kontaktanzeige aufgegeben. Unter den Antworten befand sich eine, die mir nicht nur besonders gut gefiel, sondern deren Verfasser nur zwanzig Minuten entfernt von meinem zukünftigen Zuhause wohnte. Wenn das keine Fügung des Schicksals war. Ich rief ihn an und wir vereinbarten, uns um sechs an seiner Haustür zu treffen. Als ich kam, stand er bereits unten; vielleicht, um zu verhindern, daß ich seinen Eltern über den Weg lief. Er trug einen Bart, der mich unwillkürlich an einen Klabaftermann erinnerte und da ich bereits mehrere Thomas kannte, nannte ich ihn Thomas, den Klabaftermann. Ob es gut war, daß wir uns gleich am ersten Abend an die Eier faßten, weiß ich nicht. Jedenfalls häuften sich Wochen danach unsere sexuellen Schwierigkeiten, was nicht zu sehr an Vorwürfen ablesbar war, sondern daran, daß sich Thomas mir immer mehr entzog. Ich kann ihn heute ein bißchen besser verstehen. Ich war damals bestimmt alles andere als sexuell befreit. Ich hatte mich ja recht spät mit meinem Pimmel angefreundet. War dann mehr oder

51

feeling, a

weniger zufällig in das Schwulenumilieu heineingerutscht und gewann mit der Zeit etwas Sicherheit, indem ich mir die dort üblichen Sexpraktiken aneignete. Sex war deshalb für mich weniger eine spielerische Ausdrucksmöglichkeit als ein Können, das ich mir mühselig anzueignen suchte. Die Folge war, daß ich oft Sex trieb, nicht aus Lust, sondern weil ich ihn für an der Zeit hielt. Oft auch, weil es im Schwulenumilieu die einfachste Möglichkeit ist, Fremdheit zu überbrücken. Geilheit wird sozusagen als kleinster, gemeinsamer Nenner vorausgesetzt und tritt an die Stelle der sinnlichen Spontaität, die sich im normalen Miteinander nicht einstellt. Daß eine solche Einstellung weniger Lust mit sich bringt als oft qualvoll-Jahren einsehen lernen. Noch aber glaubte ich, alle Schwierigkeiten mit Hilfe von Gesprächen lösen zu können. Ein Vorurteil, dem wir Pädagogen (Lutz war Lehrer und wir anderen studierten Pädagogik) besonders zuneigten. Spielt doch das (Ein) Reden in unserer späteren Berufspraxis als Mittel, sich durchzusetzen, eine wichtige Rolle. Solange wurden für uns unsere Wohngemeinschaftsgespräche nicht zum Problem, als es noch einen gemeinsamen befreienden Erfahrungsdrang gab. Diesem verdanken wir die Freiheit und Of-

debut

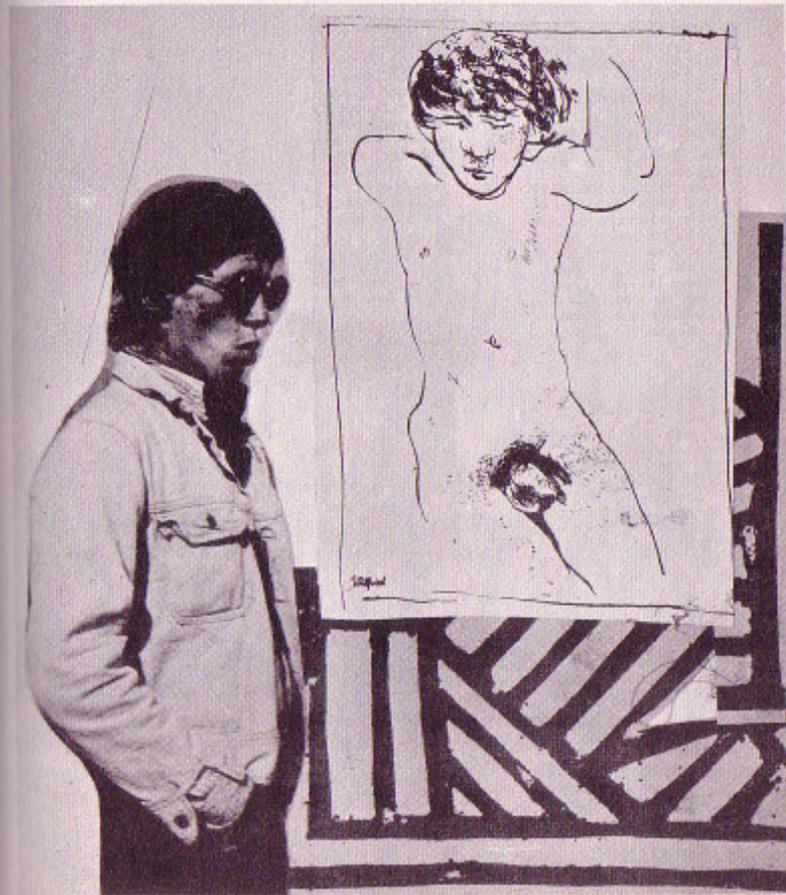
52

Wieder drohte einer meiner Beziehungsversuche im Alltag zu ertrinken. Es war zum Haareausreißen. Wieder war der Urlaub gebucht, als unser Beziehungsschiffchen schon fast gestrandet war. Gequält stiegen wir beide in das Flugzeug nach London. Drei Wochen wanderten wir durch Wales, diesem sagenhaft schönen Bergland. Noch hatte ich keine Ahnung von Magie; wußte nichts von der Wissenschaft der Geomantie, mit deren Hilfe die alten Weisen die Kraftzentren in der Landschaft lokalisiert hatten. Auch ohne dieses tiefere Wissen ließ ich die Schönheit dieser Landschaft auf mich wirken. Wenn ich nicht schmollte. Und das war – leider – mein Schmollurlaub.

Ich – der Liebhaber mit so viel Fähigkeiten (wer konnte so beredt wie ich über Beziehungen diskutieren?), war wieder einmal zurückgewiesen worden. Ich war voller Aggressionen auf diesen Wurzelzweig, der neben mir durch die Landschaft stapfte und mit dem ich abends am Lagerfeuer saß. Und ich bestrafte ihn, indem ich zur schweigenden Salzsäule erstarrte, Racheplänen nachsann und ihn, der plötzlich locker und gesprächig war, abwies. Sommer 1970 in Wales. Damals gab es einen Schlager „Me and you and a dog named Boo“, den wir oft hörten, wenn wir an der Straße standen und der auch jetzt noch ab und zu im Radio zu hören ist. Und jedesmal, wenn er mir zu Ohren kommt, könnte ich mir nachträglich eine runterhauen, weil ich damals so ablehnend gewesen war.

Erst auf dem Rückweg in London begann das Eis etwas zu schmelzen und ich konnte offener reagieren. Wir kamen uns wieder näher, trotz oder vielleicht weil uns die Bullen im Hyde-Park zusetzten und wir fröstelnd auf dem Picadilly den Morgen erwarteten. Aber daraus entwickelte sich kein Neubeginn. Es kam nicht mehr dazu, weil ich, zurück von England, von einem Film hörte. Er war bei den Berliner Filmfestspielen aufgeführt worden und mußte noch mehrmals im Arsenal wiederholt werden. Um diesen Film gab es heftige Auseinandersetzungen und auch mir stieg, als ich ihn zum ersten Mal sah und eine tunte, kreischende Stimme den Kommentator sprechen hörte, die Galle hoch. Drei Wochen später sollte ich neben dieser Tucke, die sich als Mann entpuppte, in einer Pizzeria sitzen. Voller Angst, daß er mir irgendwie zu nahe kommen würde. Der Film hieß „Nicht der Homo-

sexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt“. Rosa von Praunheim war der Regisseur und der Sprecher des Kommentars war Lady E. Ich kam nicht mehr dazu, über Beziehungsprobleme nachzudenken. Jetzt gab es wichtigeres zu tun. Es galt, die (westberliner) Schwulenbewegung ins Leben zu rufen.





55

Foto: Rüdiger



Hurra! Wir machen die Schwulenbewegung.

Es war im August. Diesem schönen, warmen August 1971, als gegen Mitternacht im Arsenal der Film „Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt“, wiederholt wurde. Eigentlich keine Jahreszeit, um in einem muffigen, dunklen Kino zu sitzen. Aber es war gerade die Hoffnung auf eine schwüle Atmosphäre, die viele in diese Nachtvorstellung brachte. Eine Mischung aus Neugierde, Unsicherheit, Gespanntheit lag in der Luft. Elektriziertere und machte die unruhig, die in einer langen Kette um Karten anstanden. Trotz vorgespielter Lässigkeit fand ein Abschätzen, Mustern, Einordnen statt. So manches aus dem Rotlicht

56

der Lokale vertraute Gesicht wies hier fremde Züge auf. Zunicken, Anpeilen. Wegräumen. Wer wird nach dem Kino mit wem nach Hause gehen?

Dann flimmern die Bilder über die Leinwand, untermalt von einer aufgedrehten, tückigen Stimme. Ein echtes Melodrama. Hände, die Wurstpakete befangern. Klappenmief. Schlägerkommandos. Schwüle Alltäglichkeit, aber alles um eine Spur zu überzogen, aufgedreht. Doch vielleicht bringt gerade diese Überzeichnung die Wahrheit zum Leuchten? Schwules Dasein als eine Mischung aus Operette und Sexjagd. Die Jagd nach Lust einmal parodistisch gesehen. Kein ernsthafter Film? Wird hier nicht die Gruppe der Homosexuellen veralbert? Wird nicht dadurch dem Anliegen einer verachteten Minderheit Schaden zugefügt?

Noch Jahre nach der Uraufführung sollten diese und ähnliche Fragen für endlosen Diskussionsstoff sorgen. Auch ich war in meiner Reaktion gespalten. Rosa von Praunheim hat Gespür für Atmosphäre. Weiß, sie auf Leinwand zu bannen. Logik ist nicht sein Metier. Und wenn er dann seinen Geschichten, die er mit Hilfe der Bildersprache zu erzählen sucht, tieferen Sinn unterstellt, dann bekommt dieses Bemühen meist etwas Großspurig-Verkrampftes. So auch, was diesen Film anbelangt. Er schwelgt in Stimmungen, melodramatischen Episoden. Er ist nicht für den Kopf gemacht, sondern für den Bauch. Und wenn dieses Werk dem Besucher eher aufstößt als zum Nachdenken anregt, dann fühlt sich Rosa bestätigt und nicht in Frage gestellt.

Martin Danneckers Anmerkungen – mehr den Bildsequenzen unterlegt als sie deutend – scheinen mir ein Zugeständnis an die linke Szene zu sein, die einen sentimental aufguß nur verdaut, wenn ihr gleichzeitig eine ideologie-kritische Soße mitgeliefert wird. Der – gemessen an den eigenen intellektuellen Ansprüchen – eher lächerliche Schwulenalltag kann aufgrund des aufgedonnerten politischen Rahmens zur Kenntnis genommen werden.

57



(23. Dezember 1977: wieder in Odenhausen. Es hat sich einiges verändert. Die Küche ist heller geworden. Der bisher recht heruntergekommene Gang hat eine Leinendecke bekommen. Anna zieht aus und wird im Januar in Wien ihr Zelt aufschlagen. Auch Doro hat sich entschlossen, auszuziehen. Doch vom Entschluß zum Abschied zu kommen, fällt ihr sichtlich schwer. Noch ist sie hier, zusammen mit Wolfgang, der wieder aus Berlin angereist ist. Beide ein malerisches Pärchen. Schön anzusehen. Ihre Zärtlichkeiten sind auch für Außenstehende wohltuend. Dora im langen, warmroten Kleid. Der kleine, runde Bauch spricht von dem Lebewesen, das hier mehr und mehr Gestalt annimmt.

Morgen ist Weihnachtsabend. Das Fest der Geburt. Maria hörte die Worte des Engels und sagte: „Sein Wille geschehe“. Und die Verheißung erfüllte sie und sie gebar ihren erstgeborenen Sohn.



So viele zufällige Schwangerschaften in meiner Umgebung. Was fällt da wem zu: Sinnvorgaben? Doro ist fertige und damit hier auf dem Land praktisch arbeitslose Psychologin. Monika hat ebenfalls demnächst ihr Diplom in der Tasche. Aussicht auf eine unsichere Zukunft. Ängste, Zweifel werden aufgestiegen sein und nun wächst da plötzlich mitten unter ihrem Herzen etwas Lebendi-

58

ges. Nun heißt es, sich nicht zu versteifen, sondern loszulassen, damit dem Kind der Raum zuwächst, den es zum Reifen braucht.

Zurück in Odenhausen. So viele neue Fäden, die in den letzten Monaten gessponnen wurden. Neue Verbindungen zeichnen sich ab. Neue Beziehungsmuster. Warum halte ich immer noch an meinem Plan fest, Vergangenes nachzuzeichnen, Geschehenem auf der Spur zu bleiben? Ich bekomme im Rückblick eh nur mehr das in den Blick, was auch jetzt noch mein Herz anspricht. Warum dann nicht gleich die Energie auf dieses „Jetzt“ konzentrieren?



(Die Vergangenheit trägt uns. Ist seelischer Grund, in dem die Gegenwart wurzelt. Wirksam als Nährboden, aber auch als Sprengsatz. Nicht Ge-Löstes wirkt weiter. Nicht abgearbeitete Widersprüche setzen Aufgaben im Heute. Deshalb ist es sinnvoll, unterzutauchen. Vergangenen auf der Spur zu bleiben. Den Grund aufzusuchen, der die Gegenwart begründet. Wenn aber diese Suche nach dem Grund in den seelischen Abgrund führt? Immer mehr Menschen wird die eigene Psyche zum Labyrinth, in dem sie hilflos herumirren. Endlos Erklärungen suchend. Sich den Kopf wundstoßend. Den Ausweg verfehlend.

Ich versuche meine (Ge-)Schichten zu beschreiben. Warum gebe ich diesem Ereignis Gewicht und gehe an einem anderen achtlos vorbei? Ich weiß es nicht. Es fließt mir zu. Ich sitze am Küchentisch. Frisch gebeizt lockt er mich mit dem Muster seiner Maserung. Draußen kaut Purri lautstark an einem Knochen. Demnächst werden wir beide die Winterkälte am eigenen Leib erfahren und genießen.

Als ich mich heute morgen hinsetzte – eine Kanne mit schwarzem Tee als antreibenden Stachel vor mir – wußte ich noch nicht, mit welchen Gedanken ich diese grauen Seiten – Annas umweltfreund-

59

lichen Schreibblock – füllen werde. Nun aber strömt es. Und ich sitze in einem Boot. Den Füller als Kompaß, der aufmerksam die Bewegung festhält. Menschen ziehen an meinem inneren Auge vorbei: Rolf, der sich hinter einem unheimlich persönlich wirkenden Wortschwall geschickt verbirgt. Thomas, dessen Gesicht in diesen zurückliegenden Monaten noch eine Spur dunkler geworden ist und aus dem die magische Wirklichkeit Afghanistans spricht.

Muschi, die Katze, ist größer, noch frecher geworden. Ob sie mir meine zeitweilige Lieblosigkeit im August noch nachtragen wird? Wen ich nicht in den Blick bekomme, bist Du, der vielleicht durch irgendeinen Zufall dieses Buch entdeckt hat. Laß Dir die Worte munden, wie mir im Augenblick Ellens Fruchtbrot guttut. Soviele Fragen liegen in diesen Wintermonaten in der Luft. Nachhut des blutroten Herbst. Schweigen. Auch ich habe keine Antwort. Trotzdem will ich zu sprechen versuchen).



Außer der anschließenden Diskussion gab es zu dieser späten Stunde eine große, braunhaarige Schönheit. Sie saß zwei Reihen hinter mir und wenn ich „zufällig“ zurückblickte, wick sie meinen Blicken nicht aus, was mir wiederum Mut machte, wiederholt zurückzublicken. Es bestand also bereits ein gewisses Einverständnis, als wir am Ausgang aufeinander trafen, das dann noch in zwei Pingen vertieft wurde, bis wir gegen vier Uhr morgens in unserer Wohnung in der Bundesallee landeten.

Wir hatte zu diesem Zeitpunkt die Qual des Renovierens bereits leidlich hinter uns gebracht und das Gemeinschaftszimmer war schon irre gemütlich. Ein kleines schwarz-rot gepunktetes Kanapee stand in der Nähe des Fensters, das den Blick auf den Hof und den Dienstbotenaufgang freigab. Über ihm hingen eine Unzahl von

60

Fotos aus den zwanziger Jahren in gedrechselten Holzrahmen. Wir hatte sie, dem Nostalgie look der achtziger Jahre vorwegnehmend, bei verschiedenen Trödlern an Land gezogen.

Ich habe dieses Sofa besonders erwähnt, weil auf ihm im Morgen grauen Christian und ich uns der Liebe hingaben. Es war kein einfaches Unterfangen, denn das Kanapee war schmal und Christian lang. Doch der Abgrund, in dem wir ab und zu hinabglitten, war nicht tief und bestand aus einem weichen Wohnzimmer Teppich. Diese Verzögerungen taten der Lust keinen Abbruch. Um ehrlich zu sein: sie trugen sogar zur Steigerung bei. Auch der Gedanke, daß eines der Wohngemeinschaftsmitglieder schlaftrunken in den Raum tapsen würde, löste keinen Schrecken aus, sondern verstärkte das angenehme Prickeln.

Christian wurde eines der treuesten Mitglieder der Kontaktgruppe. Einer Selbsterfahrungsgruppe, die ich ein halbes Jahr später ins Dasein rief und die fast über zweieinhalb Jahre hier in der Bundesallee tagen sollte. Damals im Herbst 1971 wohnte Christian noch mit einer schmalen bleichen Schönheit zusammen. Nur zehn Minuten entfernt in Friedenau, wo prachtvolle Villen und verwilderte Vorgärten von dem Wohngeschmack des Bürgertums in der Gründerzeit erzählen. Anne hieß die Frau, die luftige Kleider liebte und über Jahre hin mit Hilfe unterschiedlicher Therapiegruppen ihrem nicht unproblematischen Zug zur Höhe entgegenzuwirken suchte. Nicht nur Christians Seitensprünge hielten sie in Aufregung. Sie machte sich auch selbst das Leben schwer. Annes Türen in ihrer späteren Wohnung in der Nähe der Birkenstraße gehen mir auch jetzt noch nicht aus dem Kopf. Denn in ihrem Bemühen, ihren Türen Glanz und Eindruck zu geben, hatte Anne sie unzählige Male überstrichen. Die Farbe stand bereits sichtlich ab. Und nicht nur diese Türen, fast jede alltägliche Handlung wurde ihr zur Falle. Wie viele Kinder, die ich in den folgenden Jahren in der Psychozene kennenlernen sollte, war sie vor der Stille ihres Heimatdorfes davongelaufen. Naivität und das zersetzende Samenkorn christlicher Moralvorstellungen sorgten in ihrem Herzen für einen Zwiespalt, was nicht ohne Reiz war und ihr die Männer ins Bett brachte. Männer wie meinen Christian, der das Unten bevorzugte und seine Triebe nicht auf Schmalkost hielt.

Mein nicht unterernährtes moralisches Über-Ich bekam Christians

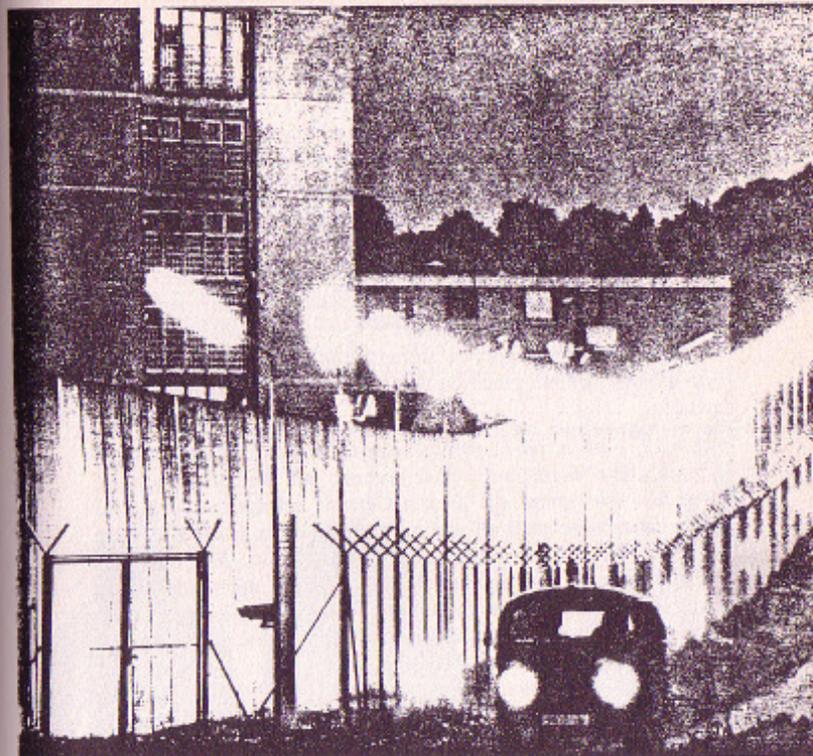


Menschenkonsum, der Knaben als Spezialität bevorzugte, recht bald mit. Und seine pralle Genußfähigkeit sprach meinen Askese-pol unliebsam an und ich nahm jenes Laster fortan als Alibi, unse- ren Kontakt auf einer rein menschlichen Ebene fortzuführen. Der triebhafte Durchbruch sollte bei mir erst Jahre später erfolgen und wie eine Sintflut meine moralischen Wertvorstellungen hinweg- spülen.

Christian war Teil eines Dreigespanns, das die Liebe zu jüngeren Knaben einte. Aufgrund seiner Erdverbundenheit war er seinen beiden Genossen weitaus überlegen, denen die eigenen Skrupel immer wieder ein Bein in den Weg stellte. Jörn hieß der eine und ließ sich Jahre später für kurze Zeit von Castaneda nach Mexico locken. Es war ein darantischer Aufbruch, dem zuliebe ein PH- Studium, ein reicher Schatz klassischer Platten und eine exzellente Stereoanlage aufgegeben wurde. Und das größte Opfer habe ich noch garnicht erwähnt: ein Klavier, mit dem Jörn unterm Dach oft zu einer ekstatischen Einheit verschmolz. Hier kam Jörn zu den Höhepunkten, zu denen es in den Knabenbeziehungen selten reichte. Auch seine Liaison mit Olaf hat mehr schmerzhaft als lustvolle Momente, obwohl oder vielleicht gerade weil Olaf über ein empfindliches Künstlerherz verfügte. Noch ahnte ich nichts von dem Künstler, der mich dann im Frühling 1973 beglücken oder besser beschmerzen sollte. Und ich kann im Rückblick nur er- leichtert feststellen: es war auch gut so, daß ich es nicht wußte.

Auch Mexiko muß auf Jörn, der unser kaltes Land floh, nicht er- lösend gewirkt haben, wie ich vor kurzem von Christian erfuhr. Schon Monate später muß der abwegige Jörn ins Elternhaus zu- rückgekehrt sein. Um einen Blütentraum ärmer; Jörn wohnte mit Dennis zusammen, der den Dritten im Bunde bildete. Aus Grie- cheland zugewandert, noch bevor die Junta dort für einen kalten Wind sorgte, bewohnte er mit Jörn eine Dachwohnung in der Güntzelstraße. Still war es dort und die Abendsonne, die sonst im Häusermeer ertrinkt, füllte oft den Raum mit einem anheimeln- den Licht aus. So manchen schönen Knaben und so manches seeli- sche Elend lernte ich dort auf dem Dachboden kennen. Das war keine Zeit für Knabenliebe. Nicht nur, weil die Gesetze solches Vorgehen als Vergehen ahnden. Wohlstandskinder wissen mit Zu-

63



Mit lebenslangen Freiheitsstrafen für Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Jan-Carl Raspe endete nach fast zwei Jahren der Stuttgarter Baader-Meinhof-Prozeß. Unter Vorsitz von Senatspräsident Foth (sein Vorgänger Prinzing war wegen der

Besorgnis der Befangenheit abgelöst worden) sprach das Gericht die Angeklagten schuldig, eine kriminelle Vereinigung gegründet und gemeinschaftlich 4 Morde, 34 Mordversuche und 6 Sprengstoffverbrechen begangen zu haben. Zwei Mitange-

klagte haben das Urteil nicht mehr erlebt: Holger Meins starb im Herbst 1974 nach einem Hungerstreik, Ulrike Meinhof erhängte sich im Mai 1978 in ihrer Zelle. Der Prozeß kostete einschließlich des eigens errichteten Gerichtsgebäudes und der

„Ihr müßt diese Typen
sehen, Ihr müßt ihnen genau ins
Gesicht sehen“

Der Regierende: Klaus Schütz

beispiellosen Sicherheitsmaß- nahmen rund 20 Millionen Mark. Er machte auch Rechtsges- chichte: Zahlreiche auf dieses Verfahren zugeschnittene Ge- setzesänderungen haben den Spielraum der Strafprozeßfö- rung erheblich eingeschränkt.

64

wendung oft wenig umzugehen. Wer gewohnt ist, verwöhnt zu werden, der fühlt sich meist nicht verpflichtet, Zuneigung zu erwidern, noch dazu, wenn der Geber nicht offen zu seinen (sexuellen) Wünschen zu stehen vermag und darauf hofft, daß ihm der Beschenke von sich aus in die Arme fällt.

Trotz der vielen Kontakte fiel es uns schwer, dem Geheimnis der Liebe auf die Spur zu kommen. Wir waren seelisch unfrei, um vorbehaltlos lieben zu können. Und mit Recht fühlte sich der Andere meist vereinnahmt und versuchte, sich gewalttätig seinen Eigenraum zu sichern. So brachten wir uns gegenseitig unter den Druck der Selbstbehauptung. Und erst der Schmerz und das darüber Reden in der Donnerstagsgruppe, zu deren Grundpfeilern Christian und Jörn gehören sollten, machten uns einige dieser Verhaltenszüge bewußt.

Herbst 1971 ist es. Noch gibt es keine Geiselnahmen. Stammheim ist noch grüne Wiese und keiner rechnet mit den Selbstmorden, die sechs Jahre später auf diesem Gelände erfolgen werden. Nur die Springer-Presse malt ab und zu das Bild eines linken Killers an die Wand, der sich kaltblütig den Weg freischießt. „Wer oder was machte zu dieser Zeit Schlagzeilen?“ Ich kann mich auf Anheb nicht erinnern. Wir hatten genug mit unseren Zeitungen zu schaffen. Eine von ihnen hieß „Hundert Blumen“ und in ihr kamen Stadtindianer, Kiffer und die damals noch raren Landfreaks zu Wort. „Hundert Blumen“ war politisch der Anarchoszene zuzuordnen. Zwar nicht ganz so schwarz wie 883, aber doch schon so dunkel-schillernd, daß jeder aufrechte Sozialist sie nur mit den Fingerspitzen anfaßte. Dank meiner Initiative kam das Blatt zu einer Schwulenseite. Helmut witterte in mir den fähigen Macher und hieß mich mit Handschlag willkommen. „Mann erspät richtigen Mann“, wie es Christa, seine damalige Freundin, halb ironisch, halb resignativ ausdrückte. Sechs Jahre später sollte ich sie wieder treffen. Bei einem schweren Unfall auf der Transitstrecke kam sie zwar lebend davon, doch er hinterließ schmerzhaft Spuren. Bei Gora, meiner Atemlehrerin, begegneten wir uns im Frühjahr 1977 wieder. Auch mich hatte Krankheit auf mich selbst zurückgeworfen und so mühten wir uns nun beide ab, unsere verspannten Glieder loszulassen. Sie hieß jetzt Anna und ich Patrik. Aber nicht um irgendwelche staatlichen Verfolger abzuschütteln, hatten wir diesen Namenswechsel vorgenommen, sondern um

65

einem neuen Selbstverständnis namentlich Ausdruck zu geben.

Damals in der Rothenburgstraße wurde noch nicht jede Post überwacht. War noch kein Spitzel abkommandiert, der jeden Ausflug unseres VW-Busses zu kontrollieren hatte. Diese Art staatlicher Beschäftigungspolitik kam erst einige Jahre später in Mode. Doch begannen bereits zu dieser Zeit einige Sozialdemokraten an dem späteren, delikaten Hamburger herumzubasteln. Hans, das Hundert-Blumen-Kind, steckten sie nach der Peter-Lorenz-Entführung für einige Wochen in den Knast. Sie hatten bei Ralf Reinders Motorradpapiere entdeckt, die auf Hans Namen ausgestellt waren. Wie man sieht begann die Unsitte, ausgerechnet im näheren Bekanntenkreis amtliche Papiere zu klauen, schon sehr früh (deshalb ist es auch heute noch anzuraten, auf Spontifesten möglichst papierlos

Lasst hundert Blumen blühen, lasst hundert Schulen miteinander wetteifern!

